

Sprache des Mitleids

Autor(en): **Stirnemann, Daniel**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung**

Band (Jahr): **34 (1992)**

Heft 2: **Sprache Macht Sklaven**

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158288>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sprache des Mitleids

von Daniel Stirnimann

Mitleid ist ohne Zweifel ein Reizwort. Dabei zeigt es sich des öfteren auch völlig wortlos. Hand auf's Herz: Wieviel Geld haben Sie als Behinderte(r) auf offener Strasse schon zugesteckt bekommen? Ich schätze, in meiner Karriere als Behinderter kommt da eine hübsche Summe zusammen.

Schmutziges Geld. So verstohlen ich es zugesteckt bekomme, kommt der Verdacht auf, dass der Spender über etwas ganz bestimmt nicht mit mir sprechen wollte, nämlich über den geistigen und gefühlsmässigen Hintergrund, auf dem diese edle Spende getätigt wurde.

Eines ist klar und wenn nicht, stelle ich es hiermit klar: Ich vermittle mit meiner äusseren Erscheinung bestimmt nicht den Eindruck, von Bettelei zu leben. Damit kann die Spende also nicht zusammenhängen. Und zudem: Einem Behinderten, der tatsächlich mit dem Existenzminimum leben muss (solche gibt es!), sind 2 Franken keine Hilfe. Da dürften es, bitte schön, schon etwas mehr sein. Also was soll's?

Ich fange an zu spekulieren. Das ist typisch im Umgang mit mitleidspen-

denden Leuten. Man weiss im Grunde nicht, woran man mit ihnen ist. Sie halten sich bedeckt, geben ihre Mitbetroffenheit nur verschlüsselt kund. Sicher ist, dass mir der Spender ausweicht. Oft bleibt nicht einmal Zeit für ein **«Dankeschön»** oder ein **«Stecken Sie sich's in den A.»**. Vielleicht rufe ich in ihm unangenehme, moralisch verwerfliche Gedanken wach?

Manchmal murmeln die Spender so was wie **«Genehmigen Sie sich einen Kaffee»**. *Wo ich doch gar keinen will. Oder sie wünschen: «Alles Gute»*. Das kann man immer gebrauchen.

Trotzdem, der Gedanke an billigen Trost beschleicht mich. Da denkt einer vielleicht, dass ich in meiner Situation mit Hindernissen konfrontiert bin und manchmal auch darunter leide (womit er nicht unrecht hätte), und drückt sich dann mit zwei Franken einfach darum herum. Nein danke! Ich ärgere mich, möchte das Geld am liebsten zurückgeben mit der Bemerkung: **«Hier, behalten Sie es, Sie brauchen es nötiger.»** Ich lasse mich nicht behandeln wie ein «armer Siech», dem man mitleidig auf die Schulter klopft und dann weitergeht. So nicht! Entweder jemand ist bereit, wirklich mitzuhelfen, dass unsere Welt behindertengerecht wird (und dazu haben Behinderte viele gute Ideen), oder er

lässt es bleiben. Aber dann soll er gefälligst dazu stehen.

Nur, da fällt mir ein: Wie oft habe ich mich mit meiner Behinderung schon so gefühlt, eben wie ein armer Tropf, dem um alles in der Welt nicht zu helfen ist. Da hat der Typ mit seinem Mitleid doch recht, oder?

Hat er nicht! Selbstmitleid, diese «Da-kann-man-halt-nichts-tun»-Haltung, ist eine verhängnisvolle Krankheit. Wer sie als Behinderte(r) nicht bekämpft, seucht durch's Leben. Aber ich gebe zu bedenken: Menschen, die andere Menschen bemitleiden oder ihnen ausweichen, sind wie Bazillen. Wer ihnen dauernd ausgesetzt ist, muss stark sein, um nicht zu erkranken. Ständiges Erleben von Mitleid untergräbt den Selbstwert. Weil Behinderte immer wieder feststellen, dass ihnen Nichtbehinderte ausweichen, können sie sich oft selbst nicht mehr aufrecht begegnen. Dann fangen sie an, sich die Probleme Nichtbehinderter zu ihren eigenen zu machen.

Da hilft nur Vorbeugen: Behinderte, die sich weniger selbst bemitleiden und statt dessen deutlich und selbstbewusst in die Welt treten und Ansprüche anmelden, lassen sich weniger bemitleiden. Sie verlangen Klarheit und eine Beziehung von gleich zu gleich. Behinderte, die sich und ihrer

Behinderung weniger ausweichen, lassen es nicht zu, dass man um sie einen Bogen macht. ■

(Hansueli Siegenthaler in «Alpha» über Ursula Eggli)

«... Leute wie es (ein blindes Mädchen) und Ursula haben gezwungenermassen eine erweiterte Weltsicht. Sie leben das, womit ein Gantenbein literarisch kokettiert... Ursula hat ihre «Markenzeichen» nicht selber gewählt. Ihr Rollstuhl ist keine billige Masche, ihr gezeichnetes Gesicht keine Tätowierung, wenn sie an der Sonne friert, dann friert sie wirklich. Literaten, die eine kranke Welt beschreiben, suggerieren der Welt genial ihre eigene Krankheit, nämlich ihre heillose Angst vor Krankheiten...

Nichtbehinderte Autorinnen und Autoren verbinden mit der behinderten Hauptfigur eine bestimmte Absicht, zum Beispiel eine politische Aussage, eine Philosophie, eine Ideologie. Behinderte wollen in den Selbstdarstellungen mit der Öffentlichkeit in Kontakt kommen und auf ihre Situation aufmerksam machen...»

Sprache des Bilds

